

Die Frauen von Djoga

Autor(en): **Küng, Ruedi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **110 (2016)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ruedi Küng

Die Frauen von Djoga

Djoga ist ein kleines Dorf im Südwesten Nigers, anderthalb Autostunden von der nigrischen Hauptstadt Niamey entfernt. Die meisten Hütten sind aus Stroh und Lehm auf den sandigen Boden gebaut, nur wenige Häuser haben Backsteinmauern. Einen Stromanschluss haben die wenigsten. Und Wasser ist rar. Das Klima ist harsch, tagsüber brennt die Sonne unerbittlich vom Himmel auf den staubigen Boden. Der Klimawandel mache sich immer stärker bemerkbar, sagt Moumouni Salou, der Lehrer von Djoga. Die Regenzeiten seien immer unberechenbarer und brächten auch Überschwemmungen. Dazu kämen längere Trockenperioden, während derer das Wasser für die BewohnerInnen von Djoga noch knapper werde als gewöhnlich. Die DorfbewohnerInnen trügen selber zum Klimawandel bei, weil sie Bäume fällten, um neue Anbauflächen zu gewinnen. Moumouni Salou lenkt meinen Blick zu einem Höhenzug, der etwa einen Kilometer vom Dorf entfernt liegt: «Als ich noch jung war, war der Hügel dort drüben bewaldet.» Zum Beweis zeigt er mir ein Schwarz-Weiss-Foto von 1992. «Um den Hügel herum gab es noch keine Felder. Jetzt ist alles bebaut und wir haben im Dorf dennoch nicht genügend zu essen.»

Die oft kargen Erträge des Landbaus

beschäftigen die BewohnerInnen von Djoga schon viele Jahre, vor allem die Frauen. Viele Bauern verkaufen sogar noch einen Teil der knappen Hirseernte, sagt die Bäuerin Fatima Bonkano, weil sie Geld benötigen für Kleider, das Schulmaterial der Kinder, Taufen oder Medikamente. Krankheiten – vor allem Malaria – machen den Leuten zu schaffen. Und weil die meisten Familien nicht von der Landwirtschaft leben können, gehen die Männer viele Monate lang in die Elfenbeinküste oder nach Benin arbeiten, um Geld zu verdienen. Vor einigen Jahren beschlossen einige Frauen, dass etwas geschehen müsse, und begannen, die Entwicklung in Djoga selber an die Hand zu nehmen.

Um mir zu demonstrieren, was das heisst, führen mich ein paar Dorffrauen ins Schulzimmer von Djoga, eine rechteckige Hütte mit Strohänden und flachem Strohdach auf dünnen Pfählen. Eine der Frauen, Alou Fati, geht zur Wandtafel und liest laut Silben in ihrer Muttersprache Tamashek vor. Sie sei zum letzten Mal vor dreissig Jahren zur Schule gegangen, erklärt mir Salou Moumouni, der Lehrer, flüsternd. Sie habe damals nur drei Jahre Primarschule besucht. Jetzt lerne sie wieder lesen und schreiben. Und auch rechnen, was andere Frauen beweisen, die an der Wandtafel Rechenaufgaben lösen, die ich ihnen auf ihren Wunsch hin stelle.

Unterdessen haben sich draussen etwa zwanzig Frauen des Dorfes unter einem grossen Mangobaum niedergelassen, um mir ihre Geschichte zu erzählen. «Vielerorts in Niger haben sich Frauen in Groupements zusammengesetzt», sagt Hima Doubera, «das heisst in Gruppen, die von den Behörden anerkannt werden. So auch wir in Djoga. Unser vordringlichstes Problem war die Malaria, die uns immer wieder plagte.» Ein Groupement zu gründen, sei gar nicht so einfach gewesen, ergänzt Lehrer Moumouni, denn niemand habe gewusst, wie man das mache, weder die

Frauen von Djoga, noch die Beamten der regionalen Verwaltung. Sie haben es schliesslich aber doch geschafft, die Frauen, und werden nun vom Staat unterstützt. So etwa unterrichtete die Gesundheitsbehörde eine junge Dorfbewohnerin im Umgang mit Malaria-Medikamenten. Seither stellt sie ihr jeweils die Rezepte dafür aus und gibt der Djoga-Frauengruppe die Medikamente billiger ab. «Für umgerechnet 184 Franken, die wir Frauen gemeinsam aufgebracht haben, hat uns die Gesundheitsbehörde Medikamente im Wert von über Tausend Franken gegeben. Das ist wirklich mehr Subvention als Verkauf», sagt eine junge Frau aus der Runde. Sie ist die «Dorfapothekerin».

Dank der Medikamente haben die Frauen von Djoga nicht nur die Malariaanfänge unter Kontrolle bringen können. Mit deren Verkauf – zu unschlagbar günstigen Preisen, wie die «Dorfapothekerin» sagt – nehmen sie auch ein wenig Geld ein und haben damit eine Dorfapothek mit Pillen für die häufigsten Krankheiten im Dorf eingerichtet. Die Frauengruppe von Djoga hat sich aber noch mehr vorgenommen. Die Frauen haben gemeinsam ein Grundstück gepachtet, auf dem sie Gemüse und Früchte anbauen, um dem Nahrungs- und Geldmangel im Dorf etwas abzuwehren. Den dafür notwendigen, teuren Ziehbrunnen hat ihnen Swissaid gestiftet. Und sie haben einen gemeinsamen Speicher mit Backsteinwänden und Zementboden erstellen lassen. Er erlaubt es ihnen, die Ernten sachgerecht zu lagern und grosse Verluste zu vermeiden. Vielen Bauernfamilien fehlen die Speicher, um die Ernten so lagern zu können, dass diese nicht verderben oder von Schädlingen befallen werden.

Die Frauen von Djoga haben die Initiative zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen selber ergriffen. Und sie haben viel erreicht, auch wenn sich nicht alle Frauen des Dorfes dem Groupement angeschlossen haben. Zum Gelingen

beigetragen hat auch die Unterstützung der Behörden sowie jene von internationalen Hilfswerken.

Beim Abschiednehmen weist eine Frau auf den Beitrag des Lehrers Moumouni hin. «Um Getreide, Gemüse, Medikamente und anderes Gut gemeinsam verwalten zu können, muss man rechnen, schreiben und lesen können. Dass die Frauen dazu jetzt in der Lage sind, ist sein Verdienst. Vorher konnte keine Frau schreiben, höchstens ihren Namen. Dank ihm können wir jetzt alle lesen.» Und so kommt es, dass es in Niger zwar viele Groupements de femmes gibt, aber nur eine mit einem Mann als Mitglied: jenes von Djoga mit Salou Moumouni.

P.S. aus der Hauptstadt Niamey:

Wie in anderen westafrikanischen Sahelländern produzieren Nigers BäuerInnen nicht genügend Nahrung, um die Bevölkerung zu ernähren, sagt der Bauernvertreter Moussa Djangari. Niger müsse einen Fünftel seines Nahrungsmittelbedarfs mit Importen decken. Der Bedarf nehme darüber hinaus ständig zu, weil die Bevölkerung rasant wachse. Häufigere Nahrungskrisen und Hungersnöte wie jene von 2005 seien die Folge. Groupements de femmes seien gut, aber genügten nicht. Niger und die anderen Sahelstaaten müssten viel in die Modernisierung der Landwirtschaft, Viehhaltung und Fischerei investieren. Auch habe Niger 300 000 Hektaren Ackerbauland, das nicht bebaut werde und mit dem Wasser des Niger-Flusses bewässert und genutzt werden könnte. ●

Ruedi Küng, 1950, hat insgesamt elf Jahre in Uganda, Südafrika, Sudan und Kenia gelebt und war während zwölf Jahren Afrikakorrespondent des Schweizer Radios SRF. Er ist heute selbstständig als Afrikaspezialist tätig.

www.infoafrica.ch